

Verena Appenzeller

# Es grollten die Götter auf Santorin



Historischer Roman aus der Bronzezeit  
über die letzten Tage von Akrotiri,  
dem „Pompeji der Ägäis“

Ein Roman über die Furcht der Menschen vor den  
Göttern

in der Edition BoD

hrsg. von Vito von Eichborn

Verena  
Appenzeller

# ES GROLLTEN DIE GÖTTER AUF SANTORIN

Historischer Roman aus der Bronzezeit  
über die letzten Tage von Akrotiri,  
dem „Pompeji der Ägäis“

Edition **BOD**

## **Bücher für Entdecker**

Books on Demand bietet Autoren ein neues Verlagskonzept. Viele Debütanten, etablierte Autoren und engagierte Verleger nutzen den Publikationsservice von Books on Demand und bereichern den Buchmarkt mit interessanten und außergewöhnlichen Titeln. Vito von Eichborn, einer der innovativsten Buchmacher Deutschlands, wählt als Herausgeber für die Edition BoD herausragende Neuerscheinungen aus. Lesen Sie selbst, welche Entdeckungen das Programm von Books on Demand möglich macht.

Mehr Infos auch auf [www.bod.de](http://www.bod.de).

**Verena Appenzellers** Leben ist ganz unspektakulär. Sie wohnt seit eh und je in Zürich. Nach Studium in Zürich und Aberdeen und Doktorat (Anglistik) arbeitete sie als Englischlehrerin. Sie ist verheiratet, hat drei Kinder und fünf Enkel. Ihre Liebe zur Antiken Welt ist seit der Gymnasialzeit mit intensivem Latein- und Altgriechisch-Unterricht nie erloschen. Ein Jahr ohne Griechenland ist ein verlorenes Jahr: Archäologische Stätten, Meer, Inseln, Klippen, Höhlen – eine Fundgrube von herrlichen Geschichten, von alten und noch zu erfindenden.

**Vito von Eichborn** war Journalist, dann Lektor im S. Fischer Verlag, bevor er 1980 den Eichborn Verlag gründete, dessen Programm noch heute ein breites Spektrum umfasst: Humor, Kochbücher und Ratgeber, Sachbücher aller Art, klassische und moderne Literatur sowie die Andere Bibliothek. Nach seinem Ausstieg im Jahre 1995 war er u. a. Geschäftsführer bei Rotbuch / Europäische Verlagsanstalt und sechs Jahre Verleger des Europa-Verlags. Seit 2005 ist Vito von Eichborn selbständig als Publizist tätig und fungiert seit März 2006 als Herausgeber der Edition BoD. Im Jahr 2010 hat er seinen Lebensmittelpunkt nach Mallorca verlegt (siehe [www.vitolibri.de](http://www.vitolibri.de)).

Meine Buchhändlerin sagte mir, »ja«, sagte sie ...

**J**a, historische Romane haben immer eine gute Chance. Aber seit dem ›Parfum‹ gibt's ja geradezu Fluten, auch eine Reihe von weiteren Mega-Bestsellern. Was ist denn an diesem so Besonderes?“

„Es ist erstens die Zeit, in der das spielt, vor rund 3700 Jahren in der Bronzezeit. Es ist zweitens die Region, die griechische Inselwelt hat uns doch, nicht zuletzt durch die Odyssee, schon immer fasziniert. Und es ist drittens das Ereignis, der Vulkanausbruch von Santorin.“

„Stimmt, das hört sich gut an. Romane, die im alten Ägypten spielen, gehen immer, das könnte ja verwandt sein. Was ist die Grundlage des Romans, was war da historisch?“

„Der Ausbruch des Vulkans von der Insel Santorin, auch Kalliste genannt, markiert eine wichtige Zäsur in der Geschichtsschreibung, weil Spuren davon bis nach Grönland und Auswirkungen bis China nachgewiesen sind. Erst vor ein paar Jahren wurde ein Olivenzweig gefunden, seither ist das neu datiert, auf etwa 1630. Übrigens gibt es Leute, die behaupten, dies sei das untergegangene Atlantis von Platon, und ...“

„Aber dies ist ja kein Geschichtsbuch“, unterbrach mich meine Buchhändlerin, wie sie es gerne tat, „ist das denn nun ein so richtig spannender Roman? Wie geht der Plot?“

„Aber ja, das ist absolut spannend. Die Autorin setzt alle Mittel der Unterhaltungsliteratur ein. Der mutige Held und seine liebende Mutter fehlen ebenso wenig wie die Liebe der Schwester, der intrigante Bösewicht und der Tod des Vaters. Dörfer, Tempel und Paläste, Kaufleute, Priester und über allem Zeus, Landschaften, Seereisen und natürlich das Inferno, als der Himmel in Flammen stand, es ist alles drin.“

Meine Buchhändlerin wollte es genauer wissen: „Und wie geht die Geschichte?“

„Unser Held ist Kamaros, ein tapferer und wagemutiger Junge, der seine Initiation zum Erwachsenen erlebt. Er macht als 16jähriger mit seinem Vater eine Reise ins ferne Kreta, wo er seinen Freund findet, den begnadeten Maler Adamas, der all die wunderschönen Wandmalereien ausführt, die man bis heute gefunden hat. Eine geheimnisvolle Kette aus Bergkristall begleitet unsere Freunde, und es droht ein schreckliches Menschenopfer. Die unberechenbaren Götter sind immer präsent. Erste Erdbeben kündigen in Akrotiri die drohende Katastrophe an, bis sich alle Menschen von der Insel gerettet haben. Bis auf einen, denn Kamaros hat sich auf der Spitze des verbotenen Berges eine heimliche Höhle eingerichtet, wo er das gigantische Schauspiel erlebt, wie der Vulkan die ganze Insel zerstört und unter seiner Lava begräbt. Er wird längst für tot gehalten, aber natürlich wird er gerettet, seine Schwester heiratet Adamas, und sie brechen in ein neues Leben auf.“

„Uff, da ist wirklich was los, das macht einen ja ganz atemlos“, meinte meine Buchhändlerin, „und ja, da hab ich eine Menge Kunden. Einerseits die Geschichtsinteressierten, denn historische Romane werden gerne als Unterhaltung betrachtet, bei der man nebenbei was lernt. Und andererseits natürlich die Griechenlandfans rauf und runter. Das müssen die lesen, wenn sie in der Ägäis an Bord ...“

Es hatte an der Ladedtür geklingelt. Wenn Kundschaft kam, brach meine Buchhändlerin jedes Gespräch ab und ließ mich stehen.

Sie hatte die Argumente für diesen aufregenden Schmöcker auf den Punkt gebracht.

Viel Vergnügen bei diesem Kampf des Feuers gegen das Wasser.

*Vito von Eichborn*



*Meinen lieben Enkelkindern*

**A**ufgeregt trippelten die Passagiere auf dem Deck hin und her, beschatteten die Augen mit den Händen und äugten angestrengt in den blendenden Dunst hinaus. Sich einem Desaster von solchem Ausmass ganz nahe zu wissen, es vielleicht gar kurz zu erspähen, war nicht manchem vergönnt, das musste ausgekostet werden.

In der reglosen Mittagsluft hingen die Segel schlaff am Mast, wie wenn sie sich absichtlich sträubten, das Schiff mit seiner Last näher an das Schreckliche heranzuführen.

Endlich - dort, dort drüben tauchte es auf aus der gleissenden Oberfläche, unscharf unheimlich, gespenstisch. Es kam näher, es wuchs und wuchs. Jetzt sahen es alle, es gab keinen Zweifel mehr - das war die fluchgetroffene Insel.

Jetzt aber rasch sich verkriechen im Schiffsbauch, die Augen schliessen und zitternd abwarten, bis die Gefahr vorbei war. Wer wollte schon riskieren, durch einen allzu nahen Blick auf etwas Garstig-Göttliches den Verstand zu verlieren oder gar versteinert zu werden? Die Reisenden waren eindringlichst gewarnt worden, den direkten Anblick zu meiden.

Ein paar Unbelehrbare wollten sich den Kitzel auf keinen Fall entgehen lassen und blieben auf Deck. Der Kapitän warnte sie zum letzten Mal. Wenn sie unbedingt oben bleiben wollten, dann nur auf eigene Gefahr, denn wer konnte sicher sein, dass sich launenhafte Götter nicht immer noch auf der Insel tummelten und herumzankten? Ein Blick auf Götter, ob auf verträgliche oder kämpferische, hätte die schlimmsten Folgen für Menschen.

Die beiden älteren Gutsherren aus Messenien zögerten noch unschlüssig am Einstieg zu den Kajüten. Es lockte sie

mächtig, mit den Jungen das gefährliche Erlebnis durchzustehen, doch dann siegte die Vernunft und sie folgten den Besonneneren, die unter Deck Schutz suchten.

Die wenigen, die oben blieben, klammerten sich verbissen am Geländer fest, nicht allzu weit weg von der Leiter, und kniffen die Augen zusammen. Hin und wieder ein bisschen blinzeln, um doch etwas zu erhaschen – so viel konnte man riskieren. Und als ihnen nichts Schlimmeres widerfuhr, als dass ihnen eisige Schauer den Rücken hinauf- und hinabliefen und sich die Haare auf den Armen sträubten, wagten sie es, die Augen etwas mehr zu öffnen, erst zögernd ein winziges Spältchen, dann weiter, und schliesslich, als sich nichts Fatales ereignete, sperrangelweit. Tapfer durchhalten! Nicht schwach werden! So würden sie den Hasenfüssen im Schiffsbauch und später den gierig Lauschenden zu Hause einen schauerlich-dramatischen Bericht aus erster Hand erstatten können.

Näher und näher glitt das Schiff auf die Insel zu, immer greifbarer hob sich ein groteskes Etwas aus dem Wasser, ein garstiges Antlitz, von zottigen Strähnen in wirren Windungen überklebt, ein grässlich-abstossendes Gebilde. War das ein Medusenhaupt? Schliefe das Ungetüm oder hatte es sich nicht eben bewegt? Mit einem Schrei warf sich die forsche Kreterin, die es den Männern hatte gleichtun wollen, auf den Boden und verbarg den Kopf in den Händen.

Jetzt war das Schiff so nahe an der Insel, dass man hätte hinüberschwimmen können. Nun sah sie aus wie ein Totengerippe. Schwarze kantige Gebeine ragten in den Himmel, dazwischen wanden sich Arme wie von riesigen urtümlichen Echsen, welche zu Stein erstarrt schienen und das Knochengestüt umklammert hielten. Noch etwas näher heran, und das Dämonische, Geisterhafte löste sich auf. Aus der Nähe sah die Insel schlicht und einfach hässlich, abstossend, trostlos aus. Sie war überzogen von einer rauen Schicht aus Steinen und Geröll, einem zähflüssigen hartgewordenen Brei aus Lava, durchsetzt mit Felsen,

Brocken, Wurzeln. Alles Leben war darunter erstickt und begraben.

Schmutziges Schwarz-grau-weiss herrschte vor, dazwischen schillerte wenig Rot, fahl bis giftig, verbrannt, versengt, geätzt. Ein abschreckender Ort, unfasslich, grauenerregend, tot. Doch warum bloss steuerte der Kapitän nicht endlich weg von der Insel, sondern geradewegs auf sie zu? Mit blutleeren Fingern hielten sich die Beobachter am Geländer fest.

Da öffnete sich vor ihnen eine Bresche, und durch die wirren Arme der Medusa hindurch wurde das Schiff hineingesogen in eine neue, phantastische Welt. Die Passagiere liessen das Geländer los und torkelten schwerelos wie im Traum hin und her. Lebten sie noch? Das Schiff glitt lautlos über eine spiegelglatte Oberfläche dahin, in einem gigantischen kreisrunden Trog mit senkrechten glatten Wänden, kein Lufthauch, keine Welle, kein Lebensatem war zu spüren, alles stand still. Waren sie gefangen, von der riesigen Pranke eines Gottes gehalten? Oder waren sie geborgen in einer überirdischen Hand, eine Unendlichkeit weg von der Hässlichkeit und Nichtigkeit der übrigen Welt, an einem Ort der unergründlichen Ruhe des Todes? Sie erschauerten und fühlten sich selig geborgen, federleicht, beschützt.

Die Wirklichkeit holte sie bald wieder ein, als die Messenia den nicht ganz intakten Kessel durch eine weitere Bresche verliess. Vorbei war der Traum, und es ging geradeaus gegen Süden. Die sich im Schiffsbauch verkrochen hatten, wurden ermuntert, das Deck wieder in Besitz zu nehmen.

Das also war Kalliste, war Kalliste gewesen, die Insel voll reichen blühenden Lebens, die in einer einzigen Nacht und einem Tag von einem entsetzlichen Fluch getroffen und zerstört worden war. Was für ein Frevel war wohl auf diese grauenvolle Art bestraft worden, welche Schuld hatten die Bewohner auf sich geladen? Oder hatten die unberechenbaren Götter auf dem Buckel Unschuldiger ihr

Spiel getrieben? Eines war sicher – da waren nicht bloss die lokalen Erd- und Meereswesen am Werk gewesen, die es nicht lassen konnten, die Menschen mit munteren Erdbeben, mit erfrischenden Überschwemmungen, mit unerwarteten Erdrutschen und andern neckischen Naturspielen an ihre Gegenwart zu erinnern, nein, Zeus persönlich hatte hier gehandelt, nur Zeus selber konnte so gründlich vernichtend zuschlagen.

Auch die Leichtsinnigeren unter den Reisenden nahmen sich vor, Zeus wieder einmal ein Opfer darzubringen, falls sie je wieder sicher zu Hause landeten.

Das Schiff war auf der Fahrt nach Kreta. Naxos, ernst, wenig einladend mit seinen schroffen Gebirgen und Klippen, war der letzte Halt gewesen, wo die Reisenden vor der längeren Überfahrt eine kurze Zeit hatten an Land gehen können, um ihre geschaukelten Nerven zu beruhigen, während die Schiffsleute frisches Trinkwasser herbeischafften.

Auf Naxos hatte der Kapitän seine Gäste um sich geschart: „Es ist noch nicht sechs Monde her, da war unser letzter Anlaufhafen vor der Überfahrt nach Kreta jeweils Akrotiri auf Kalliste gewesen, jedes Mal eine heitere, willkommene Einkehr. Ein lustiges Völkchen und eine wunderhübsche Stadt gleich am Hafen. Doch es sollte nicht so bleiben, Kalliste wurde in einem Tag und einer Nacht ausgelöscht. In wenigen Stunden werden wir dort vorbeifahren. Ich rate allen dringlichst davon ab, einen Blick auf die verfluchte Insel zu werfen, denn kein Mensch kann wissen, was für schlimme Folgen sich daraus ergeben könnten.“

Selbstverständlich hatten die Passagiere aus dem Peloponnes von der Katastrophe gehört. Weit herum waren der Feuerschein und die Rauchsäule zu sehen gewesen, und innerhalb weniger Wochen hatte sich die Kunde vom verheerenden Vulkanausbruch bis aufs Festland verbreitet. Allerdings waren die Schilderungen der Seeleute, der

Händler, der Geflohenen so wirr, gar widersprüchlich gewesen, dass es unmöglich gewesen war, sich ein Bild zu machen.

„Und was ist mit den Bewohnern geschehen?“ Die schüchterne Dame aus Argos hatte all ihren Mut zusammengenommen, um die Frage zu wagen. Ihre Stimme zitterte.

„Alle wurden gerettet, alle entkamen rechtzeitig auf Schiffen – ein unerhörtes Glück. Eine weitsichtige äusserst aufmerksame Obrigkeit hat das anscheinend Unmögliche fertiggebracht. Einen solchen Ausbruch hätte weder Mensch noch Tier überlebt.“

Kamaros stand zuvorderst im Bug der Messenia, so weit wie möglich von der waghalsigen Gruppe mit den blinzelnden Augen entfernt. Aufrecht, unbeweglich hielt er mit der Hand das Haupt des geschnitzten Löwen so fest umklammert, als ob er selber ein Teil der Galionsfigur wäre. Er kniff die Augen nicht zu, er betrachtete kühl die Erscheinung, die sich aus dem Meer hob. Sein Blick streifte über die ganze Insel und blieb auf der höchsten Bergspitze hängen.

Wenn die Schwätzer auf der Messenia wüssten, wen sie da auf dem Schiff mittrugen! Minea stand wie versteinert neben ihrem Bruder Adamas an ihrer Seite. Stumm hielten sie sich bei der Hand. Minea bemühte sich heroisch, mit offenen Augen von ihrer verlorenen Heimat Abschied zu nehmen, doch der Anblick war unendlich schrecklicher, erschütternder, vernichtender, als sie es sich nach den farbigsten Schilderungen ihres Bruders vorgestellt hatte. In ihrem Innersten hatte sie immer noch an ein Wunder geglaubt. Lange hielt sie dem Anblick nicht stand, schluchzend verbarg sie ihr Gesicht an Adamas' Brust. Auch Kamaros wandte sich entschlossen ab von der Insel. Sie war verloren, unwiederbringlich. Jetzt war er auf dem Weg nach Kreta, zu einem neuen Anfang.

**V**or drei Jahren hatte es begonnen, genau an Mineas dreizehntem Geburtstag. Da hatte die Insel ihre unheimliche Seite angedeutet. Sie hatten beide gelacht, das Zeichen nicht ernst genommen. Jetzt wusste Kamaros es besser – es war ein Gott gewesen, der sie damals gewarnt hatte.

Am Vorabend ihres Geburtstags flüsterte er Minea zu: „Morgen gehen wir zusammen auf den Pelias“, und darauf presste er die Lippen zusammen. Sie hatte verstanden – ein Geheimnis. Ihr grosser Bruder wusste, was er sagte. Hätte er gesagt: „Morgen schwimmen wir nach Kreta“, sie hätte es ihm ebenso geglaubt. Aber meinte er wirklich den Pelias, den verbotenen Gipfel?

Massig hockte der Pelias neben der Stadt, die einzige Erhebung auf der Insel, die den Namen Berg verdiente. Hätte man den Pelias allerdings neben den Zas auf Naxos gestellt oder gar neben den Ida auf Kreta, hätte er sich wie ein kleiner Igel neben einem Stier ausgenommen. Der Pelias war ein heiliger Berg. Es war untersagt, ja ein Frevel, ihn zu besteigen. Wenn sich gelegentlich Reisende oder Kinder ahnungslos nach der Bergkuppe über Akrotiri erkundigten, antworteten die Erwachsenen ausweichend: „Dort oben haust ein Gott. Wir kennen ihn nicht, aber es muss ein grimmiger Gott sein, der nichts von den Menschen wissen will. Hätte er sich sonst mit Dornen und Felsbändern abgeschirmt und auf diese Weise kundgetan, dass er nicht gestört werden will? Warum sollten wir ihn denn reizen? Es könnte ein Unglück geschehen.“

Es handelte sich wahrscheinlich um einen Gott der niedrigeren Ränge, vermuteten sie. Doch konnte man

absolut sicher sein? „Wenn es gar Zeus selber wäre?“, fügten die älteren Bewohner, die noch Erinnerungen aus der Kindheit in sich trugen, mit bebender Stimme hinzu. Nur mit vorgehaltener Hand sprachen sie von Zeus, der den Kretern im fernen Süden heilig war. Kein Inselbewohner glaubte zwar im Ernst daran, dass der mächtigste Gott, Herr über die Wetter, Herr über die Götterfamilie, Herr über die Welt, auf dem bescheidenen Inselchen Kalliste einkehren könnte, es überhaupt zur Kenntnis nahm; er hatte bestimmt Wichtigeres zu tun. Aber ganz sicher war man nicht.

Der Berg liess Kamaros nicht los. Der Pelias war also nicht für Menschen bestimmt, da er einem Gott gehöre? Wer wusste das so genau? Man sollte doch einmal nachschauen dürfen. Oft wanderte er die Wiesen hinauf, ganz allein, bis an die undurchdringlichen Gebüsche. Waren sie denn wirklich undurchdringlich? Unbeobachtet hatte er an den Dornenzweigen gezerrt mit blossen Händen, bis sie blutüberströmt waren, hatte mit einem Holzbeil auf die zähen Äste eingeschlagen, hatte mit einer Schaufel versucht, die Wurzeln freizulegen. Ohne den geringsten Erfolg.

An seinem fünfzehnten Geburtstag, ein Jahr vor seiner Initiation, überreichte Vater Petrassios seinem ältesten Sohn ein Futteral aus delikater bearbeitetem Leder mit den Worten: „Ich habe dir etwas aus Zypern mitgebracht, das Männern zusteht. Du bist jetzt alt genug. Trag Sorge, gib es niemand anderem in die Hand. Es kann zum Bösen wie zum Guten verwendet werden, zum Unheil wie zum Glück.“

Die drei jüngeren Geschwister geiferten vor Erregung. Was würde der grosse bewunderte Bruder wohl Herrliches und zugleich Gefährliches auspacken? Sorgsam wog er das Futteral auf seiner Hand, dann öffnete er es bedächtig.

Ein Messer. Ein Messer, wie er noch nie eines gesehen hatte, weder beim Metzger noch beim Tischler noch beim Gerber. Ein Messer aus Bronze, mit einem hölzernen reich eingelegten Griff, der bequem in der Hand lag. Ein Messer

mit einer langen Klinge, die blitzte und gleisste im Sonnenlicht. Behutsam strich er mit dem Zeigefinger darüber – und schon floss Blut aus seinem Finger. Entsetzt schrien die Geschwister auf und stoben davon, und dem Vater war die Gelegenheit willkommen, etwas Belehrendes über die versteckten Gefahren eines solchen Instrumentes anzubringen.

Sobald Kamaros das Blut auf seinem Finger sah, wusste er, wozu er das Messer gebrauchen würde. Er legte das kostbare Stück unter sein Nachtlager und lag noch lange wach. Was würde der Vater sagen, wenn er von seinem Plan wüsste? Würde er ihn gut oder böse nennen? Sollte er ihn fragen? Nein. Wer nicht fragte, erhielt auch keine unliebsame Antwort. Es musste im Geheimen geschehen. Warum sollte es böse sein, den Zugang zum Pelias zu erkämpfen? Bloss weil es verboten war? Die Leute wussten ja nicht, was oben zu finden war. Etwas Schreckliches, etwa ein bösgesinnter Gott oder ein grimmiges Tier? Oder ein Gott, der schon lange auf einen Menschen mit Mut wartete, der die Dornenhecke nur aufgerichtet hatte, um die Menschen zu prüfen, vielleicht gar um ihn, Kamaros, den Helden, zu finden?

Im Traum kämpfte er mit seinem blitzenden Messer gegen schlangenhafte Dornenzweige, gegen erdrückende Felsen, gegen gigantische Untiere, bis er einem riesigen Gott mit einem riesigen Messer gegenüberstand. Unerschrocken hielt Kamaros sein eigenes blitzendes Messer dem Gott entgegen und blickte ihm standhaft in die Augen, und siehe da, der Gott schrumpfte, wurde klein und mild, lächelte ihn an und liess sein Messer fallen.

Er hatte das Messer samt Futteral in seinen Überlebensbeutel gesteckt, wie er ihn nannte, denn er trug auf seiner Brust unter dem weiten Hemd stets eine Scheibe hartes Brot und ein Goldstück. Das Messer war eine perfekte Ergänzung.

Zwei Stunden vor Sonnenaufgang schlich er sich aus dem Haus. Kein Mensch war zu sehen, so leer und so geheimnisvoll hatte er die Stadt noch nie erlebt. Neben den mondbeschienenen fahlen Mauern nahmen sich die Gassen zwischen den Häusern bedrohlich dunkel aus. War das Unheimliche dort drüben wirklich die Holzbeige des Färbers, und jenes Untier, das grunzend um die Ecke bog, das Schwein des Demios, das er häufig einzusperrern vergass? Die Läden und Werkstätten der Handwerker beiderseits der Hauptstrasse waren gespenstische Löcher. Kaum zu glauben, dass die Stadt im Morgenlicht zu emsigem Tun erwachen und sich mit den Klängen und Gerüchen der Gewerbe beleben würden, der Schmiede und Gerber und Müller und Töpfer.

Der Vater nannte jene Handwerker in ihren offenen Werkstätten zu ebener Erde spasseshalber die Telchinen, nach den urzeitlichen Schmieden, die den Göttern Waffen und Werkzeuge hergestellt hatten. Wohl möglich, dass sie jetzt im Dunkeln lauerten? Mit weitausholenden Schritten stieg er durch die feuchten Wiesen aufwärts, der Mond erhellte seinen Weg. Das Messer schlug ihm bei jedem Schritt hart auf die Brust.

Ausser Atem erreichte er das Dornengestrüpp. Er drehte sich um. Nein, das war noch nicht die richtige Stelle, denn die Stadt mit all den unbekümmerten Schläfern lag noch viel zu nahe. Weiter hastete er, bis er eine ideale Stelle entdeckte. Hier war er allein, keine menschliche Behausung, kein Stall, kein Zuschauer störte. Und der Gipfel war nicht mehr allzu weit entfernt. Der Schweiss lief ihm kalt den Rücken hinunter, als er sein Messer mit klammern Fingern aus dem Futteral klaubte. Doch warum zittern? Er war doch ein Held. Er war einem Gott auf der Spur.

Fest packte er den Griff, holte weit aus, ein kräftiger Schlag - ein Zweig so dick wie sein Finger lag vor seinen Füßen. Das Messer hatte sein Versprechen gehalten. Blind hieb er weiter, pausenlos fiel Zweig um Zweig, grösser und

grösser wurde das Loch, das sich auftat vor ihm. Ein wirrer Haufen lag am Boden. Weiterhauen, nur weiter.

Endlich hielt er inne und trat einige Schritte zurück. Er erschrak ob des Erfolgs. Ein unförmiges Loch gähnte in der Hecke, auffällig, verräterisch, von weitem zu sehen. Und langsam wurde es heller. Rasch musste der Frevler verdeckt werden, bevor jemand zufällig in der Nähe vorbeikam.

Mit spitzen Fingern las er die kräftigsten Dornenzweige auf, ohne auf das Blut an seinen Händen zu achten. Er verflocht und kreuzte sie so, dass am Ende ein künstlicher Vorhang das Loch verbarg. Er war zufrieden, nicht einmal bei genauem Hinsehen erkannte man, dass die Hecke verletzt worden war.

Der Anfang war geschafft. Übermütig wie ein junger Gott rannte er den Abhang hinunter, der Stadt zu. Morgen und übermorgen und überübermorgen würde er weiterarbeiten.

Gierig, unermüdlich frass sich am nächsten Tag sein Messer vorwärts, und am achten Morgen war er unvermutet durch die Hecke hindurch. Erstaunt richtete er sich auf und merkte gerade noch rechtzeitig, dass er sich auf einem schmalen abschüssigen Felsband befand, auf dem er leicht hätte ausrutschen und in die Tiefe stürzen können. Über dem Felsband türmte sich wieder Gebüsch auf, weniger dicht, und, kaum zu glauben, ohne Dornen.

Nach weiteren drei Morgen hektischer Arbeit war er unterhalb des Gipfelplateaus angelangt. Eine Felswand etwas höher als er selber war alles, was noch zu überwinden war, eine Kleinigkeit, die sich mit einem Klimmzug lösen liess.

Aber er wagte es nicht. Lange kauerte er mit heftig pochendem Herzen am Fusse der Felswand. Was erwartete ihn dort oben? Vielleicht hatten die Leute in der Stadt unten recht. Dieser letzte banale Klimmzug würde ihm die Wahrheit zeigen. Würde er ihn als Frevler entlarven, der den heiligen Ort eines Gottes schändete? Oder war vielleicht nichts, rein gar nichts auf dem Gipfel zu finden?

Ihn fror, er zitterte am ganzen Leib. Kein Mensch wusste, wo er war. Wenn er nicht zurückkehrte, würden sie ihn nirgends finden können. Sollte er zurückgehen und wenigstens seiner Mutter oder Minea sagen, wo er sich aufhielt? Weiberängste! Einmal musste er es wagen, einmal musste er sich Klarheit verschaffen, geschehe denn, was wolle.

Er klemmte sein Messer zwischen die Zähne, um es bereitzuhalten, klammerte sich mit beiden Händen an der Kante fest und stemmte sich hoch.

Steine, Gestrüpp, Gras, ein abgeflachter Gipfel – sonst nichts. Keine Dämpfe, kein Brausen, kein Donner, kein Untier, kein Gott. Nichts. Reglos stand er da, aufrecht, und wartete. Nichts.

Er drehte sich langsam im Kreis herum und liess den Blick staunend über das erwachende Wunder streifen. Die ganze kreisrunde Insel lag zu seinen Füßen, und darum herum das Meer vom zartesten Blau bis zu tiefem Schwarz. Die Sonne deutete sich schon an hinter dem Horizont. Gegen die Stadt hin lagen die Abhänge in schwarzen Schatten, gegen Osten begannen die Wiesen sich zu färben. Seine ganze Welt, die Stadt, die Hügel, die Felder, das Meer war mit einem einzigen Blick zu umfassen.

Wenn die Leute in der Stadt ahnen würden, wer auf sie herunterblickte! Nicht ein Gott, wie sie glaubten, nein, Kamaros, der kühne Sohn des Flottenobersten. Er selber war der Gott, der sich auf dem Gipfel niedergelassen hatte, alles überblickend, alles beherrschend. Dieser Berg gehörte ihm, er hatte ihn mit seinem Mut erobert. Es war sein Geheimnis, das er mit keinem andern Menschen teilen wollte.

Die Sonne stand schon recht hoch, als er sich endlich auf den Heimweg machte. Er vergass nicht, das Loch in der Hecke möglichst gut zu tarnen.

Wann immer sich in den nächsten Monaten eine Gelegenheit bot, stieg er heimlich hinauf, hielt den Gang sorgfältig offen und genoss seinen Gipfel. Noch immer war

kein Unglück geschehen, und er war noch keiner Gottheit begegnet, keinem niedrigen Gipfelgott, viel weniger noch Zeus selber.

Ein ganzes Jahr behielt er sein Geheimnis für sich. Doch bald sollte er seinen Vater auf längere Schiffsreisen begleiten, um das Handwerk des Seefahrers zu erlernen. Da schien es ihm ratsam, ja zwingend, jemanden einzuweihen. Irgendwie musste der Triumph über den Berg doch der Nachwelt weitergegeben werden, sollte ihm etwas zustossen. Und abgesehen davon wäre es ohnehin unterhaltsamer, die Ausflüge auf den Berg mit einem Würdigen zu teilen, anstatt sie einsam zu genießen.

Im Geiste durchging er die ganze Reihe seiner Kameraden, doch keiner schien zuverlässig genug, keinem war zu trauen, dass er nicht in einem unbedachten Augenblick das Geheimnis ausplaudern würde. Sollte er den Lehrer Takis einweihen? Doch der war viel zu ängstlich, der würde gleich Gefahren wittern und jede weitere Beziehung zum Berg verbieten.

Die einzige Person, die alle erforderlichen Eigenschaften besass – Mut, Verschwiegenheit, Freude an Abenteuern – war seine Schwester Minea. Minea, die goldene, heitere, unbezahlbare Schwester war genau die richtige Verbündete, an einem solchen Geheimnis Geschmack zu finden.

Und ebendamals fing der Spuk an.

Wie vereinbart weckte Kamaros seine Schwester an ihrem Geburtstag, als es draussen noch stockdunkel war. Schnell stopfte sie sich noch drei Feigen in die Tasche und eilte dann hinaus, ihrem Bruder nach, durch die Gassen dem Berg zu.

Am Ende der Strasse brannte ein Licht. Es war der Bäcker, der schwitzend das Feuer im Ofen schürte. Der Duft von Sauerteig lockte.

„Guten Morgen! Wohin so früh?“, rief er ihnen aus dem Rauch zu, während er die ersten heissen Brote herausholte.

„Krokusse pflücken im Morgentau!“, war, wie vereinbart, die Antwort.

„Viel Erfolg!“, wünschte er und schenkte jedem ein frisches warmes Brötchen.

Das Krokuspflücken wollten sie dann auf dem Rückweg nachholen, hatte Kamaros versprochen. Krokusse heimzubringen war eine Tat, die immer gelobt wurde, denn die winzigen Narben am Stempel lieferten den Safran, ein kostbares Gewürz, und den wertvollen gelben Farbstoff. Krokusse entschuldigten alles mehr oder weniger gültig, auch allzu langes Ausbleiben; mit Krokussen konnte man sich aus den meisten Schwierigkeiten herausreden.

Minea fror. Die taufeuchten Wiesen waren ungemütlich kalt. Ihre neuen Sandalen rieben die linke Ferse wund, doch für solche Bagatellen war jetzt nicht der richtige Zeitpunkt. Als sie sich dem Gestrüppgürtel näherten, ging die Sonne auf. Ein Heer von stolzen Lilien reckten alle auf einmal ihre weissen und gelben Köpfe der Sonne zu und erfüllten den Morgen von Kalliste mit ihrem unwiderstehlichen Duft. Doch Kamaros stand der Sinn jetzt nicht nach solch müssigen Dingen wie Sonnenaufgängen oder Blütenduft, so wagte auch Minea kaum, nach links und rechts zu schauen. Sie keuchte mit lechzender Zunge hinter ihrem Bruder her.

Ein Weg war nicht mehr zu erkennen. Es ging über Schutt und Geröll, das Grün wurde karger, das Gestrüpp dichter, die Abhänge steiler; schon brauchten sie die Hände, um sich an Wurzeln, Büschen und Ästen aufwärts zu ziehen. Schliesslich standen sie vor einer undurchdringlichen Dornenwand, in die sich nicht einmal ein Hase hineingewagt hätte.

„Da kommen wir nicht weiter!“, atmete Minea erleichtert auf. Es schien menschenunmöglich, durch dieses elende wirre Gestrüpp einen Weg zu finden.

Kamaros schaute sich sorgfältig nach allen Seiten um, dann zog er drei Dornenzweige, die nur lose in den Boden gesteckt waren, heraus, und ein niedriger Eingang zu einem Tunnel öffnete sich. Er liess Minea hineinkriechen, dann

folgte er ihr und verschloss rasch den Zugang wieder von innen.

Minea zitterte. Da spürte sie, wie ihr Bruder sich an ihr vorbeizwängte.

„Folge mir, das schlimme Stück ist rasch vorbei.“

Sie griff nach seinem Bein und klammerte sich daran fest. Langsam, Elle um Elle, glitten sie gemeinsam vorwärts. Sie fühlte die Unebenheiten an ihren Knien, und von Zeit zu Zeit musste sie sich von den Dornen links und rechts losreißen. Die vertraute Stimme des Bruders machte sie immer wieder auf besonders heikle Stellen aufmerksam. Endlich wurde der Tunnel etwas lichter, und sie standen auf dem schrägen steil abfallenden Felsband.

„Aufpassen!“, rief Kamaros, und vorsichtig gingen sie auf allen vieren das abschüssige Band entlang. Ein Fehltritt, und man würde beinahe senkrecht in Dornen hinuntergleiten. Nicht auszudenken, wie man sich je wieder befreien könnte.

Nochmals öffnete Kamaros einen Durchschlupf, und bald blockierte der mannshohe Felsriegel den Weg. Kamaros stemmte sich hoch und schwang sich elegant über die Kante, dann reichte er seiner Schwester die Hand und zog sie die letzte Klippe herauf.

Ein kräftiger Wind blies ihr die Haare in die Stirn – sie waren oben.

„Nun, hab ich zu viel gesagt?“

Minea, die sonst selten um eine passende Antwort verlegen war, war sprachlos. Ihr bewunderter Bruder hatte alles übertroffen, was er an Heldentaten im Alleingang schon vollbracht hatte. Wie beneideten die Freundinnen Minea um einen solchen Bruder! Unter den Jungen auf der Insel, die alle eher kleingewachsen und schwarzhaarig waren, fiel er auf durch seinen Wuchs und ganz besonders durch seine kastanienbraunen Locken und seine hellen scharfblickenden Augen. Vor allem aber war er kühn, ja waghalsig, und von einer unstillbaren Neugier getrieben, alles Rätselhafte zu erforschen und wenn möglich sofort zu